"Mein alter Herr"

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 32

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646331

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

über die reichen Falten ihres Rockes und setzte sich auf die Bank neben ihren Mann.

Im Schoße hatte die Frau ein Köfferchen, neben sich ein grobleinenes Säcklein. Sorglich hielt sie die beiden Habseligkeiten fest.

Die Anteilnahme an dem Geschicke dieser beiden Alten und ja — wohl auch die Neugier — ließen mich beobachten, was nun weiter geschah. Aber so sehr ich auch schaute — es war immer dasselbe Bild: Sie saßen und sahen vor sich hin. Wie zwei Menschen, die völlig zufrieden sind und nicht wissen, daß sie schweigen. Oder wie zwei junge Liebende, in deren Seelen nur immer ein Gedanke steht, den sie einmal ausgesprochen haben! Aber ich könnte mir nicht vorstellen, daß diese beiden Alten je in ihrem Leben ein Wort der Liebe gesprochen oder sich eine Zärtlichkeit geschenkt hätten. So scheu und herb sind sie, weil ihre Arbeit, vielleicht auch Schicksal und Armut sie so gemacht hat.

Zwei Stunden dürfen sich die Kranken des Besuches freuen. Sie sind kurz. Für mich wurden sie lang, denn zwischen meinen zwei Alten ereignete sich nichts mehr. Sie waren, kaum daß sich die Frau eine Viertelstunde gesetzt hatte, selig eingeschlafen. Des Mannes Kopf lag tief im Kissen und die Frau saß mit geneigtem Gesichte, die Hände um Köfferchen und Sack verkrampft. Wie dann das Signal das Ende der Visitenzeit ankündigte, erwachten sie. Verlegen schauten sie sich um und wischten sich die Augen. Dann öffnete die Frau umständlich ihr Köfferchen, entnahm ihm zwei saubere rote Nastücher und legte sie dem Manne auf die Knie. Das Säcklein machte sie auf und hielt es ihm hin: „Se do." Er griff mit zittriger Hand hinein und zog ein paar schwarze Kirschen heraus. Er lächelte ein wenig und legte sie wieder zurück — er war doch kein Kind mehr, das nicht warten kann!

Die Hände haben sie sich zum Abschied noch einmal gegeben, etwas länger als vorher. Dann sagte die Frau: „Leb wohl." Und er nickte — Tränen nahmen ihm die Stimme.

Sie ging.

Ich mußte an die vielen wortreichen Abschiede denken, deren Zeuge man auf Bahnhöfen so oft sein kann. Was sagen sich jene modernen Menschen wohl mehr als diese meine Alten, die sich ohne Worte so gut verstehen, daß all' ihr Leid, ihr Kranksein und Entbehren untergeht, wenn sie nur sich nahe sind — wenn sie still nebeneinander sitzen dürfen und wissen, daß das Leben, das sie gemeinsam ertrugen, bald auch erfüllt sein wird.

»Mein alter Herr«

Von Otto Zinniker

Eines Tages belauschte ich am Fenster meinen Sohn, der sich im Garten mit einem Kameraden vom Gymnasium unterhielt. Sie sprachen, jeder nach seiner Art und nach seinem Vermögen, die Eigenheiten ihrer Väter durch. Neugier ist nie meine schwache Seite gewesen, dennoch wird man es begreiflich und am Platze finden, wenn ich der angeregten Diskussion meine volle Aufmerksamkeit schenkte. Nicht alle Eltern kommen übrigens so leicht hinter das sonst sorglich gehütete Geheimnis, was ihre Kinder für sie empfinden. Es bedarf schon eines Zufalls, wie sich mir unvermutet einer darbot.

Den vor meinem Fenster begangenen Indiskretionen durfte ich entnehmen, daß mein Sohn im großen und ganzen mit mir zufrieden ist. In manchem sei ich ihm ein Vorbild gewesen, und viel Schweres hätte ich ihm durch väterliches Verstehen und Verzeihen leicht gemacht.

Plötzlich streifte mich ein Wort, das mich stutzig machte und dann im Innersten berührte: „Mein alter Herr . . ." Alles weitere entging mir, wie wenn mir jemand über die Ohren geschlagen hätte. Ich zog mich unauffällig von meinem Horchposten zurück und nahm am Schreibtisch irgendeine Arbeit vor. Aber die Feder stockte in der Hand.

Ja, ganz richtig, schon ist es so weit. Schon wirst du in der Dialektik der Gymnasiasten zum Abgang, zum alten Eisen geworfen, grübelte ich. Das Wort ging mir nach. Es war, wie wenn ein Stein in das stille, klare Wasser eines Beckens gefallen wäre. Noch zählte ich mich zur aufstrebenden Generation, die an den Sieg der Vernunft und Kultur über Völkerhaß und Aufrüstung glaubte. Noch spürte ich Kraft und Bereitschaft zu Tat und Werk in mir.

Und nun war das auf einmal vorbei? Nun war schon wieder eine Grenze überschritten und eine neue Stufe erreicht? Jene allerletzte Stufe, von der man über kurz oder lang ins Dunkle hinunter steigt? Es wird sich wohl so verhalten, denn wenn die erwachsenden Söhne sich der Redewendung „Mein alter Herr" zu bedienen beginnen, dann geht es mit uns Vätern unwiderruflich bergab, dem Grabe zu.

Zweierlei beschloß ich: Erstens einmal, meine Kinder nie mehr in ihren Gesprächen zu belauschen, und zweitens, aus dem fallenden Abend des kärglich geernteten Lebens noch herauszuholen, was herauszuholen ist.

Und dann ist es ja eigentlich ganz natürlich, daß mein Sohn in jenes Alter hineinwächst, in welchem man sich als die Achse der Welt erscheint. Nach und nach nimmt er von meinem Lebensraum genau so Besitz, wie ich selber einst von den Dingen meiner Eltern Besitz ergriffen habe. Am Kommen und Gehen der Geschlechter ist nun einmal nichts zu ändern, und es wäre wohl auch verfehlt, den ewigen Kreislauf allzu tragisch zu nehmen.

Eines Mittags erklärte ich beim Essen mit einer gewissen Feierlichkeit über den Tisch hin: „Der alte Herr bleibt heute abend etwas länger in der Stadt als sonst."

Mein Sohn hob langsam den Blick und schaute gleichsam auf Umwegen zu mir her. In seinem Auge stand eine leise Betretenheit. Keine Frage, daß er die Anspielung richtig gedeutet hatte. Ich machte mich auf seine Abwehr gefaßt; aber als nobler Diplomat steckte er den Anwurf schweigend ein.

Was hat sich denn im Grunde geändert? Nichts, gar nichts. Ich gehe umher wie immer, nicht fröhlicher, nicht trauriger. Noch leuchtet ja die Sonne, wie in den besten Tagen meines Lebens. Noch bleibt mir Zeit, das eine und andere ohne Hast zu vollbringen. Ich vollbringe es mit der maßvollen Ruhe derer, die der letzten Stunde furchtlos entgegenblicken.

Manchmal freilich geschieht es seither, daß ich inniger als je zuvor an mein Kinderland zurückdenke. Diese sommerlichen Tage sind übrigens wie geschaffen dazu. Wenn der würzige, ehrliche Heuduft von den Wiesen hergetragen wird, dann atme ich ihn wie ein lang entbehrtes Arom. Und dann ist mir wieder alles gegenwärtig: meine ersten bäuerlichen Hantierungen auf dem elterlichen Heimwesen, der Dienst an den Kaninchen und Tauben, die mahlenden Kühe im Stall, der Wolkenflug, das Schwalbennest am Dachbalken, das Grillengezirp in den hellen Sternennächten, der Tanzbodenklarinettler Marti, der vom Sträßchen weg durch die Einfahrt dahergestolpert kommt, nach Arbeit fragt, über unausstehliches Klemmen in der Magengegend jammert und meine Mutter um ein Gläschen Gebranntes bittet. Marti hatte jedesmal seine liebe Not. Denn wenn ihm statt Zwetschgenwasser eine Tasse Milchkaffee aufs Fensterbrett gestellt wurde, zog er die Mundwinkel kraus und brummte über die neuen Zeitläufte und ihre verrückten Moden . . Ach, wie lange ist das her!

Und wiederum kann es geschehen, daß ich zu meinen Büchern in die Dachstube hinaufsteige. Draußen vergeht ein Tag

von blauer Klarheit. Von meiner Höhe aus gleitet der Blick dem ruhigen Kamm des Jura entlang und über das Aaretal hinweg bis zu den fern verschimmernden Dächern der St. Ursenstadt. Eine kleine Wendung nach rechts, und hinter dem walddunklen Büttenberg ragt in unbeschreiblicher Reinheit die Alpenkette in den Abendhimmel empor. Tief werde ich mir der Schönheit der Erde bewußt.

Das Leben ist eine Köstlichkeit, denke ich in solchen Augenblicken, die der Mensch damit bezahlt, daß er mit jedem neuen Tag ein wenig älter wird. Aber diese Abschlagszahlung bedrückt mich vorderhand noch nicht. Es ist eine Amortisation wie irgendeine andere, und ich entrichte sie in bescheidenen Raten. Denn noch habe ich Zeit, Jahre und Jahrzehnte vielleicht. Schatten sind es noch nicht, was das Wort meines Sohnes heraufbeschworen hat. Nur ein stilles Besinnen, ein Innewerden.

Ein flimmernder Sommertag geht über die Erde hin. Die gedengelte Sense sirrt und rauscht durchs hohe Gras. Mir gilt sie noch nicht.

Was der Bergführer erzählt . . .

Von Lux.

„Guten Aben, Hans, wie geits?"

„O, i chan nid chlagen, we mu zweiusibezg Jahr ufem Buggel hed, su mues mu no flugs eis zfriden syn."

Dann zog Hans, der alte Grindelwaldner-Bergführer, weiter an seiner Pfeife, die kein gutes Kraut enthielt. Trotzdem ließ ich mich in seiner Nähe nieder, wußte ich doch, daß, wenn ich das Glück hätte, ihn zum Reden zu bringen, ein unvergleichlicher Born kostbarer Erinnerungen aus ihm quoll. Es galt, den richtigen Ton zu finden und nicht zu unvermittelt das gewünschte Thema anzuschneiden.

Vom Alter lenkte ich auf das Wetter über, das einem manchmal arg mitspielt, dann aber mit Wärme und Sonnenschein gut macht und Betagte erquickt. Vom Wetter gings behutsam zur Jahreszeit, zur Saison, zum Fremdenstrom. Es gelang mir, den Alten aus seiner Schweigsamkeit herauszulocken, indem ich die alte gegen die neue Zeit vorteilhaft herausputzte und unauffällig einige, übrigens berechtigte, Schmeicheleien in bezug auf seinen Stand vorbrachte. Mühsam ging's, aber umso zielhafter.

Unterdessen wehte mir ein leises Lüftchen den Tabaksqualm unablässig ins Gesicht, sodaß mir hundeschlecht zu werden drohte. So schicklich ich konnte, versuchte ich Platz zu wechseln, um unter günstigerem Winde das Gespräch fortzusetzen. Es gelang. Alle Anstalten zu einem ersprießlichen Abendsitz waren getroffen; die Frucht blieb nicht aus.

„Ja", seufzte Hans, „die gueten Heerren chemen nimme. Zu meinen Zeiten, so vor zwanzig, dreißig Jahren, da sind noch Berge gemacht worden, wohl, wohl. Da hatten die Herren noch Zeit und Lust. Jetzt dünkt mich, sie jagen nur dem Gelde nach und sehen nicht, wie schön es hier oben ist, vielleicht haben sie auch keinen Mut und Kraft.

Ohne ihn zu verletzen, widersprach ich, hinweisend auf die Tatsache, daß in den letzten Jahren schwere und schwierigste Touren ausgeführt worden waren, so der Eigeraufstieg von der Mittellegi aus und der Jungfrau-Ostgrat. Hans blieb seinen Gefühlen treu.

„Aes ischt niimma", fuhr er mir in meine Einsprache, „äs triffts, äs triffts, chlar, aber die guten Herren kommen nicht mehr, oder es gibt keine mehr, ich weiß nicht. Dazumal, als ich mit Gruner ging, vierzehn Sommer fast hintereinander — — o, das syn Zyten gsyn.

Ich weiß noch, als wir zum ersten Mal das Wetterhorn bestiegen, d. h. er, ich war schon zweiundzwanzig Mal droben. Wie ein Kind hat er sich gefreut an den Gletscherschründen, an den Steinhalden und den Felsgrinden. Ein bißchen Angst hatte er im Couloir oben, aber ich habe sie ihm ausgeredet. Andern Tags mußte ich mit ihm zum Gletscher spazieren. Zwanzig Franken hat er mir dafür gegeben, o, das war ein guter Herr. Selb Sommer machten wir noch das kleine Schreckhorn und den Eiger. Das Wetter ist dann schlecht geworden, sonst hätte es mehr gegeben. Die Hauptsache ist, daß er zufrieden mit mir war und wieder kam.

Vierzehn Jahre sind wir zusammen in die Berge gegangen, nur ein Mal mußte er zu Hause bleiben, als sein Fraueli krank war. Es ist wieder gesund geworden und konnte im folgenden Sommer einige kleinere Touren machen. Gruner und ich haben dann noch etliche Viertausender gemacht. Beinahe wären wir damals ums Leben gekommen. Bist schon auf dem Schreckhorn gewesen?" Ich bejahte.

„Dann weißt", fuhr er fort, „wie es da überm Schreckfirn aussieht. Der Bergschrund war dannzumal weit.

Wir sind rechtzeitig in der Schwarzegghütte gewesen und sind auch am Abend noch lange davor gesessen, bis halb elf Uhr, wenn mir recht ist. Eine wunderbare Nacht war's, die Sterne leuchteten, wie ich sie selten gesehen habe. Und warm war es auch, viel zu warm, ich hätte es wissen sollen, weißt so, wie wenn der Föhn kommt.

Geschlafen habe ich nicht, übrigens selten vor einer Hochtour. Ein Stündli oder anderthalb auf der Pritsche, dann war ich wieder zwäg. Um Mitternacht bin ich aufgestanden und habe uns einen kräftigen Kaffee gemacht. Punkt ein Uhr konnten wir die Hütte hinter uns schließen. Rasch sind wir aufwärts gekommen. Ich habe zwar nie pressiert, das ist das Dümmste, was man machen kann. Man muß Sorge tragen zu den Kräften, weißt, die Herren sind nicht aus Eisen und Stahl. Lieber früh von der Hütte weg, dafür gleichmäßig vorwärts, ich habe damit immer die besten Erfahrungen gemacht.

Da im untern Couloir hat's ein bißchen geblasen, so lau und beklemmend. Ich hätt's wissen sollen; aber was denkst, ob man bei glanzheiterm Himmel umkehrt! Der Herr hätte das nicht begriffen, er war damals so gut aufgelegt, daß sein Fraueli wieder zwäg war und er wieder in die Berge konnte.

Auf dem Schreckfirn fing es an zu tagen. Dort haben wir noch etwas gegessen und uns mittlerweile umgesehen, wie der Bergschrund am besten zu nehmen sei. Es war da ein Lauizug und ein Schneebrüggli, aber bei dem warmen Wetter schien es mir etwas gewagt. Ich sagte nichts von meinen Befürchtungen, da auch ich den weiten Umweg vermeiden wollte. Item, wir sind glücklich hinübergekommen und dem Grate des obern Couloirs zugewatet. Der Schnee war weich, aber wenn wir einmal auf der Kante waren, so meinte ich, sei nichts mehr zu gefahren.

Geredet haben wir zwei nie viel auf dem Wege. Weißt, sie sagen: Wem ds Herz voll ist, dem geht ds Mul über. Ich meine, grad anders. Wer große Freude hat, der schweigt. Ich habe das Laveren in den Bergen nie leiden können. Und habe in den vielen Jahren immer die gleiche Erfahrung gemacht; wer am weitesten den Mund aufriß, der hat auch immer am wenigsten geleistet. Ist es nicht so?"

Seine Philosophie stimmte, ich gab das gern zu, in den Bergen, wie in den Niederungen.

„Eben, da stiegen wir empor, schön auf der Kante. Doch auf einmal . . . ja, was muß ich sagen, ich weiß selber nicht und doch ist es, als ob's gestern gewesen wäre . . . auf einmal rauscht es und tost es um uns, die weite stotzige Fläche löst sich und gleitet abwärts. Ich will hinüberspringen, aber der Stand